Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 62 (1982)
Heft: 1

Artikel: Stapfer, Liszt und Senancour : zwei Konjunktionen in Kunst und Politik
Autor: Walser, Jürg Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163916

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jürg Peter Walser

Stapfer, Liszt und Senancour

Zwei Konjunktionen in Kunst und Politik

I.

Stapfer, Liszt, Senancour – der Schweizer Staatsmann, der Grandseigneur der Musikwelt, der frühromantische Dichter und Denker – fürs erste eine befremdliche Zusammenrückung! Aus einem bestimmten Gesichtspunkt jedoch bilden sie ein Trio, das für einen Augenblick Interesse verdient. Ihre Konjunktionen werden sichtbar im Paris der Konsulatszeit und im Paris nach der Julirevolution, und beidemale bietet sich der günstigste Anblick von der Schweiz aus.

Betrachten wir die zweite dieser Konjunktionen, in den Jahren nach 1830. Stapfer und Senancour treten dabei zurück in den Hintergrund äusserer und innerer Emigration. *Philipp Albert Stapfer* (1764–1840), in der Zurückgezogenheit auf Schloss Talcy (Dép. Loir-et-Cher) im letzten Jahrzehnt seines Lebens angelangt, von den französischen Hugenotten als väterlicher Führer verehrt, körperlich behindert durch sein altes Augenübel und eine rheumatische Erkrankung, die ihm das Schreiben fast verunmöglicht; noch zwei Reisen führen ihn in die Schweiz zurück, 1831, 1835, in seine Heimat, der er vor drei Jahrzehnten als Minister der Künste und Wissenschaften gedient, die er im Zenith seines Lebens verlassen hatte, um sie gegen die Heimat seiner Gattin zu tauschen. Frankreich, das er am Tage von Ludwigs XVI. Flucht in der Nationalversammlung kennengelernt, wo er als bevollmächtigter Minister der Helvetischen Republik das Schicksal seines Vaterlandes mitbestimmt, wo ihm seine Bildung und seine Umgänglichkeit die Freundschaft der Berühmtesten des Landes erschlossen hatten – dieses Land erschien ihm insgeheim als «babylonisches Exil», und noch in diesen dreissiger Jahren tröstet er sich mit der Hoffnung, sein Leben an den lieblichen Ufern des Genfersees oder sonst an einem freundlichen Ort seiner Heimat beschliessen zu dürfen. Wohl hatte ihm seine Wahlheimat Gelegenheiten zu reichem Wirken geboten, als Schriftsteller (die *Biographie universelle* verdankte ihm die umfangreichen Biographien Kants und Sokrates'), als Mitbegründer christlicher Gesellschaften und Förderer der protestantischen Kirche Frankreichs, und auch nach seinem Rückzug aus

der Politik war es ihm vergönnt gewesen, aus der Ferne auf die Neugestaltung der Eidgenossenschaft Einfluss zu nehmen. Aber das Gefühl des *but manqué* war ihm, der schon mit 37 Jahren die Bürden eines führenden Staatsmanns niedergelegt hatte, in den weiteren 37 Jahren seines französischen Exils nicht unvertraut. Lange noch sehnte er sich nach einem Amt, das seinen vielseitigen Fähigkeiten entsprochen hätte. «Bei mir ist nicht der Reim, wie Delille sagt, aber der Berufszwang die zehnte Muse, ohne welche die neun übrigen auf der faulen Bank liegen», hatte er 1805 an Freund Rengger geschrieben. Das Gefühl des *but manqué* entspringt vielleicht in den seltensten Fällen einem Mangel dessen, der es empfindet. Stapfer selber war sich dessen bewusst; als helvetischer Minister hatte er, anlässlich der Gründung seines «Bureaus für Nationalkultur» (o ja! das gab es 1798 – heute existiert ein solches nationales Zentrum für Kulturfragen nur im Bericht der Kommission Clottu über eine mögliche Kulturpolitik) in einer Botschaft an das Direktorium jene Sätze geschrieben, die für alle Zeiten gültig sind:

Heute verzehrt sich ein Grossteil der menschlichen Kräfte rein umsonst, mangels einer wohlgeordneten Rollenverteilung. Ein talentierter Mann, der nicht die Art von Pflichten zu erfüllen hat, für die er am geeignetsten wäre, vertut einen Teil seiner Anstrengungen rein umsonst, einzig um den Ekel zu überwinden oder die Schwierigkeiten zu besiegen, die ihm aus Beschäftigungen erwachsen, die seinen Neigungen und seinem Charakter fremd sind. Es lässt sich nicht errechnen, wieviel man an Geschwindigkeit, an Bestimmtheit, an Mitteln gewinnen würde, wenn jede intellektuelle Kraft an ihrem Platze wäre.

Das Gefühl, nicht am rechten Platz zu sein, hat im Paris jener dreissiger Jahre zumindest einen Menschen nicht heimgesucht, ja ihn am allerwenigsten: *Franz Liszt,* diesen genialen, gefeierten Jüngling am Anfang seines dritten Lebensjahrzehnts, der, nach einer religiösen Krise, im Begriff war, sich im Umgang mit der Pariser Intelligenz eine französische Bildung anzueignen, im Augenblick, wo die Romantik aufblühte, wo eine junge Generation, im schmerzlichen Gefühl der Entwurzelung und der ungeduldigen Langeweile mit unbändigem Verlangen zu neuen Ufern aufbrach. 1830 hört Liszt die *Symphonie fantastique* und schliesst Freundschaft mit Hector Berlioz, 1831 wird ihm das Geigenspiel des Hexenmeisters Paganini zur Offenbarung neuer Klavierwelten; das folgende Jahr führt ihn mit Chopin zusammen; 1833 ist das Jahr seiner religiösen Gespräche mit dem Abbé de Lamennais, der ersten Begegnung mit der Gräfin Marie d'Agoult, die ihm zur Geliebten und geistigen Erzieherin wird, und eben in diesem Jahr wird die Konjunktion Liszts, dieses glänzenden Gestirns am Pariser Him-

mel, mit einem matt schimmernden Kometen sichtbar: Es ist *Oberman,* jener fremdländische Jüngling, ein Irrstern des Zweifels auf der Suche nach den Wahrscheinlichkeiten inmitten der Absurdität des Daseins, aus dem Jenseits des *siècle des Lumières* kommend und mit seiner stillen Bahn weit in die Jahrhunderte eines Kierkegaard, eines Camus vorausdeutend – noch in diesem Frühjahr 1982 erscheint dieser Briefroman Senancours in einer deutschen Übersetzung im Insel-Verlag. Sainte-Beuve, an der Schwelle der Dreissig, hatte den gleichaltrigen Oberman entdeckt und in diesem ersten *roman intime* ein verschlüsseltes *journal intime* aufgespürt, hinter dem sich ein Einsamer von einer fast krankhaften Scheu verbarg, *Etienne Pivert de Senancour,* ein ins Innere Ausgewanderter, der sich mit seinem Jahrhundert kaum noch verbunden fühlte, der ein Leben lang am Gefühl des *but manqué* litt und in seiner Pariser Einsamkeit in der Beinahe-Provinz des *Quartier Saint-Paul,* halb gelähmt und kaum noch des Schreibens fähig, an dem Buche weiterschrieb, dem einzigen, dessen die Menschheit bedürfe, wie er glaubte, ein wahrhaft moralisches Werk, «das man nur zu entwerfen, niemals aber zu vollenden wagen darf». *Oberman* war ein Anfang gewesen, 1804 veröffentlicht, der Ungunst jener Jahre zum Opfer gefallen, seither nur von wenigen «Eingeweihten» gelesen, unter ihnen der Ex-Minister Stapfer in seinem französischen Asyl, später der von ihm selber unterrichtete Sohn Albert (der erste Faust-Übersetzer), der um 1820 mit Jean-Jacques Ampère zum Jünglingskreis der ersten «Obermannisten» gehörte. Längst hatte sich der alternde Senancour von seinem unglücklichen Oberman losgesagt, als der junge Sainte-Beuve den Zweiundsechzigjährigen mit scheuer Verehrung aufsuchte und ihm die Erlaubnis zu einer Neuauflage abrang. Sie erschien 1833 und wirkte auf die junge Generation als eine jahrelang nachwirkende Entdeckung. Durch Sainte-Beuve wurden George Sand und Balzac mit *Oberman* bekannt, und ohne diesen *Pianto de l'incrédulité* (Balzac) wären *Lélia* (1833), *Volupté* (1834), *Le Lys dans la vallée* (1835/36) kaum entstanden. Delacroix las den *Oberman,* seit er ihn 1828 durch Albert Stapfer kennengelernt hatte, in der Ausgabe von Sainte-Beuve, später in derjenigen der Sand und schrieb sich über Jahre hin Stellen aus diesem seinem Lieblingsbuch ab. Wenig später entdeckten die Maler der Schule von Barbizon, Obermans eingedenk, die einsamen Wälder, Felsen und Sandfelder von Fontainebleau. Für Liszt, der *Oberman* 1833 von Sainte-Beuve erhalten hatte, blieb dieser Briefroman bis in die vierziger Jahre das Buch, «das stets meine Leiden betäubt». Im Briefwechsel mit Marie d'Agoult genügt ein Stichwort, um eine Stimmung, einen Gedankengang Obermans heraufzubeschwören. Mehrmals sucht Liszt den alten Senancour auf oder lädt ihn zu seinen Konzerten ein. Von seiner zweiten Wallfahrt an die *rue de la Cerisaie* berichtet er im Juli 1834 der Gräfin:

Ich bin zu Oberman gegangen! Diesmal begegneten wir uns mit Offenherzigkeit und Rührung. Ich glaubte in ihm alle meine früheren Tage der Verzweiflung, der quälenden Ängste personifiziert und idealisch vergrössert zu sehen. Wir kamen erneut auf das Christentum zu sprechen, unser gewohntes Thema. Er gab mir, mit seinem Lächeln der Überzeugung, zu bedenken, dass es für die sogenannt gläubigen Denker vor allem eine kleine Schwierigkeit gebe, dass nämlich die Evangelien kein Wort vom Christentum und noch weniger vom Katholizismus sagten. Ich gestehe, dass mich seine Einwände in ziemliche Verlegenheit brachten, und dennoch spüre ich meinen Glauben von Tag zu Tag wachsen.

Oberman – «eins der wahrhaftigsten Bücher des Jahrhunderts, eines der aufrichtigsten Bekenntnisse» (Sainte-Beuve) – begleitet Liszt und Marie d'Agoult, wie einst den jungen Ampère, während des Sommers 1836 durch die Schweiz, an den *Lac de Wallenstadt,* dann ins Wallis, wo sie in der Nähe von Bex miteinander in dem Buche lesen: von *Charrières,* Obermans Raststätte auf der Südseite des Tales oberhalb Massongez, wo die verwitterte Fassade dieses patriarchalischen Berghauses noch heute aus den dunkeln Wäldern zu Füssen der *Dents du Midi* hervorschimmert – von *Imenstròm,* diesem imaginären Asyl, droben über Clarens, an den Abhängen der *Dent du Jaman,* wo sich der dreissigjährige Oberman seiner Berufung zum «erhabenen Amt eines Erziehers der Menschheit» bewusst wird. In Liszts Seele verwandelt sich die musikalische Prosa *Obermans* zur Klavierdichtung *La vallée d'Oberman,* die zunächst ein Wort des sein Schicksal befragenden Helden in das dunkel-sonore Hauptthema fasst:

O unsägliche Empfindsamkeit! Zauber und Qual unserer vergeblichen Jahre! grenzenloses Gefühl einer Natur, die uns überall verschlossen bleibt und uns zermalmt! Allumfangende Liebe, kalte Gleichgültigkeit, frühreife Weisheit, wollüstige Hingabe: alles, was ein sterbliches Herz an höchstem Verlangen und abgrundtiefem Ekel in sich schliessen mag, alles habe ich empfunden, alles habe ich durchlitten in dieser unvergesslichen Nacht. Ich tat einen verhängnisvollen Schritt gegen das Alter der Schwachheit; ich habe zehn Jahre meines Lebens verzehrt. (4. Brief)

Nach einer langen Pause weicht die tiefe Melancholie einem Ton elysischer Verklärung; dann nimmt ein Recitativo die erregte Gestik von Obermans Fragen auf:

Was will ich? Was bin ich? Was erwarte ich von der Natur? Jegliche Ursache ist verborgen, trügerisch jeglicher Zweck; alle Gestalt verändert sich, alle Dauer vergeht . . . ich empfinde, ich bin, um mich am Zauber einer Scheinwelt zu berauschen und endlich an ihrem lustvollen Trug zugrundezugehen.

Der titanische Schlussteil des Stücks ist von derselben Rhetorik wie George Sands Vorwort zur *Oberman*-Ausgabe von 1840, das Delacroix zu Bewusstsein brachte, dass *Oberman* selber, dieses «wahrhaftige Buch», frei von jeglicher Rhetorik ist. – Liszt hat *Oberman* ein weiteres Stück seiner *Années de Pèlerinage* gewidmet: *Le mal du pays,* das von Obermans Betrachtungen «Über den romantischen Ausdruck und den Kuhreigen» inspiriert und dem ein grosser Teil jenes Textfragments vorangestellt ist. Wenn Oberman darin feststellt: «Der Kuhreigen weckt nicht Erinnerungen, er *malt*», so vermittelt Liszts Tonstück tatsächlich ein Hörgemälde, jener Seelenlandschaft ähnlich, die Oberman beim Anhören des Kuhreigens mit dem Namen der Grimsel verbindet – auch wenn Oberman jede künstliche Harmonisierung dieses «Urlauts der Hirten» verabscheut. – Nicht nur diese beiden Klavierpoeme, auch die übrigen Stücke von Liszts Schweizer *Années de Pèlerinage* atmen den Geist Obermans, der sich mit demjenigen Manfreds vermählt. Man wird diese Stücke bewundern, aber darob nicht jene andere Stimme vergessen, deren nihilistische Verzweiflung und romantische Poesie sehr viel verhaltener klingt: die Stimme Obermans. Liszt hatte 1833 den zweiten Band des *Oberman* dem Freund Chopin mitgeben wollen; ob ihn dieser gelesen hat, ist ungewiss; seine *Nocturnes* sind Obermans *Notturnos* zweifellos näher als Liszts Paraphrasen. Die Musikalität des *Oberman,* seine Themen und ihre kontrapunktische Verflechtung, die Stimmungen und Töne, ihre Modulationen und Kadenzen haben französische und welsche Obermannisten unserer Zeit an romantische Komponisten erinnert, an Chopin, Schumann, Berlioz, so wie an romantische Dichter und Denker, etwa Novalis und Jean Paul, Schelling und Troxler – aber Senancour ist 1770 geboren, und sein *Oberman* erinnert in Wesentlichem an den Beethoven der sieben Klaviersonaten op. 26 bis op. 31, an Hölderlin in der Zeitspanne zwischen dem *Hyperion* (diesem anderen Oberman) und der *Patmos*-Hymne – es sind die Jahre der Niederschrift des *Oberman,* in Paris im Hôtel Beauvau, 1799 bis 1802, wo Senancour als Hauslehrer zwei Enkel der berühmten Mme d'Houdetot betreute, dann, 1802 und 1803, in Fribourg-Agy, im Landhaus von Senancours Schwiegereltern, und droben im Freiburger Hügelland, auf dem einsamen Landschlösschen Tschüpru bei St. Sylvester.

II.

Damit tritt von den beiden Konjunktionen Stapfers, Liszts und Senancours die frühere in den Blick; sie fällt in die Zeit vor der Veröffentlichung *Obermans,* ins Jahr 1800. Delacroix und Balzac haben ein, zwei Jahre vorher das Licht der Welt erblickt, noch nicht aber George Sand und Sainte-Beuve,

nicht Chopin, nicht Liszt. Senancour, nach Jahren einer tiefen Lebenskrise und der Todesnähe, begegnet als Hauslehrer im *Hôtel Beauvau* einer attizistischen Klassizität, die im 18. Jahrhundert verwurzelt ist. Es ist derselbe Salon der Mme d'Houdetot, wo kurz danach Ex-Minister Stapfer, zu Beginn seines französischen Exils, den führenden Geistern der Zeit wiederbegegnen wird. Eine persönliche Begegnung mit Senancour ist eher unwahrscheinlich, da dieser 1802/03 im Welschland weilt und nach seiner Rückkehr nach Paris den Anschluss an die grosse Welt nicht wiederfinden wird. Dennoch sind beide durch ein ähnliches Schicksal und Klima, durch beiderseitige Bekanntschaften und Freunde verbunden, so mit Mme de Staël, Benjamin Constant; beide stehen Männern aus dem 18. Jahrhundert nahe, den berühmten Schweizern Johann Georg Zimmermann (1728–1795) und Victor de Bonstetten (1745–1832), Stapfer durch alte Freundschaft, Senancour durch die Lektüre von Zimmermanns *Über die Einsamkeit* und durch unübersehbare Berührungspunkte mit Bonstettens zu Unrecht vergessener Abhandlung über *La Nature et les lois de l'imagination* (Genf 1807).

Stapfers und Senancours Konjunktion erscheint jedoch überraschenderweise in einem ganz anderen Quadranten: in dem der *Politik,* und sie ist heute offenbar nur in der Senancourforschung aufgezeichnet. Im Herbst 1800 verfasst der *Citoyen Senancour,* im Hôtel Beauvau mit den ersten Briefjahren Obermans beschäftigt, eine politische Denkschrift, die er dem seit August in Paris weilenden bevollmächtigten Minister Stapfer zuhanden der gesetzgebenden helvetischen Kommission zuschickt. Sie hat den Titel: *Enoncé rapide et simple de quelques considérations relatives à l'acte constitutionnel, qui doit être proposé à la République helvétique.* Die Denkschrift entwirft eine Grundlegung einer föderalistischen Verfassung der Schweiz aus dem Blickwinkel des Moralisten Oberman.

Ein ziemlich allgemeines Urteil, so beginnt die Denkschrift, nennt die Schweiz ein durchweg glückliches und freies Land. Dies galt für die Schweiz wohl ebensowenig wie für irgendeine menschliche Gesellschaft; und doch muss dieses Vorurteil einen Grund haben, und man rühmte derart allzu allgemein nur, was im einzelnen tatsächlich vorhanden war. Selbst die kleinen Kantone hatten ihre Untertanen, ja sogar in ihrer Mitte; die Berggegenden kannten die Ungerechtigkeit, mehrere Talschaften das Elend; aber mitten in diesen und anderen Übelständen gab es immerhin das, was es sonst fast nirgends gab: Einige Orte waren frei; einige Familien lebten bescheiden, aber nicht in Armut; eine altehrwürdige Rechtschaffenheit und den Gegenden entsprechende Sitten verschafften den Leuten von Hasli, Brig, Sarnen und Appenzell ein zufriedenes Leben; und die Landsgemeinden von Glarus oder Uri verhandelten auf offener Wiese über die Vorschläge ihrer Regie-

rungen. – Es ist für die Geschicke Europas, für die Würde Frankreichs und vor allem für Helvetiens Glück von Belang, dass nie wiederholt wird, was gesagt worden ist: dass nämlich die französische Republik den einzigen Tempel der Freiheit niedergerissen habe, den Europa besass. – Sollte auch nur ein Teil der Schweiz dem Vergangenen mit Recht nachtrauern, so würde man denn doch verkennen, was man dagegen eingetauscht hat, und würde nur dessen gedenken, was beseitigt worden ist.

Diese Einleitung ist vornehmlich den Aristokraten ins Gedenkbuch geschrieben, die in der Helvetik ihre alten Rechte zurückbegehrten und mit den föderalistischen Kräften identisch oder verbunden waren. Den letzteren bietet Senancours Denkschrift leidenschaftliche Unterstützung im Kampf gegen die Unitarier: «Die Schweiz ist kein einheitlicher Staat, hat kein einheitliches Gesetz; ein solches vermöchte dem Mittelland und den Berggebieten nicht gleichzeitig gerecht zu werden.» Das Mittelland bedarf eines komplizierteren politischen Aufbaus, und vor allem darauf müsste sich die neue Gesetzgebung ausrichten. Dasselbe Gesetz den Berggebieten aufzuerlegen, würde deren politische und moralische Auslöschung bedeuten. Durch das Mittelland ist die Schweiz Europa verbunden, durch die Berge ist sie sie selbst. Ein politischer Praktiker würde sich vielleicht damit trösten, man könne ja ein Einheitsgesetz in den Bergen unbemerkt einschlafen lassen; nicht so ein guter Gesetzgeber: Ein Gesetzbuch soll jedem bekannt sein und von allen befolgt werden; «einfache Menschen brauchen eine einfache Gesetzgebung, und gerade bei ihnen wirken überflüssige Gesetze ebenso unheilvoll wie schlechte Gesetze» (auch den Gesetzgebern von 1982 in die Geschäftsliste geschrieben!). Senancour umreisst dann vier ethnische und sprachliche Gebiete der Schweiz, wobei er das von Napoleons Annexionsgelüsten bedrohte Wallis einbezieht; deren zu bewahrende Eigenständigkeit und Selbstverwaltung sollen einer gemeinsamen Legislative und Exekutive untergeordnet werden – ein Modell eines Bundesstaates. Die sprachliche Verschiedenheit ist zu erhalten, denn «das Schickliche soll nicht stets dem Praktischen geopfert werden». In aussenpolitischer Hinsicht ist die Neutralität der Schweiz für ihren Bestand unerlässlich. – Grossen Raum gibt Senancour seinen sozialen Vorstellungen. Entgegen der publizistischen Propaganda darf es nicht das Ziel einer schweizerischen Politik sein, der Bevölkerungsvermehrung Vorschub zu leisten; sie würde unweigerlich zu sozialem Elend und, modern gesprochen, zur Bildung eines Proletariats führen, das in rastloser Arbeit die Bedürfnisse der Reichen zu befriedigen hätte, damit diese sich «ein Leben des Überdrusses und der Langenweile» bereiten könnten. «Eine tätige Nation, aber ohne hektische Unrast, ein ungezwungenes, nicht aber verschwenderisches Leben, natür-

liche Annehmlichkeiten, aber keine eingebildeten Bedürfnisse, eine Arbeitsamkeit, welche die Wonnen eines einfachen Lebens bereitet, und nicht jene raffinierten Künste, die eines Tages den begehrlichen Müssiggang eines ruhelosen, leeren Lebens herbeiführen» – dies ist das Ziel einer Bürgernation. Senancour skizziert dann das Modell einer Staatskirche, deren Priester als «Minister des Friedens und Familienväter der Gemeinden» vom Staate besoldet, aber nicht zu seinen Zwecken missbraucht würden. Glaube und Kultus dürften nicht oberster Staatszweck sein. Die Schweiz sei dafür prädestiniert, dass die Religion die in diesem Land noch immer bewahrten Naturgesetze zur moralischen Ordnung erhebe, denn sie kenne noch fast keinen Pöbel. Eine ursprüngliche Rechtschaffenheit und der Sinn für Gerechtigkeit zeichne die Schweizer aus, und eben diese Tugenden seien durch eine neue Gesetzgebung zu befreien und zu fördern. «Gesetzgeber der Frühzeit, was ist aus euch geworden! Unsere modernen Finanzleute sagen leichthin: Man kann ein Volk nicht erheben. Haben sie es je versucht?» Ein florierender Staat ist nicht auch schon ein glücklicher Staat. Man fordert das Wachstum der Bevölkerung und des Handwerks, weil sie Mittel der Stärke und des Ruhms der Nationen sind; aber freie Staaten kennen eine andere Stärke, und ihrer bedarf die Schweiz: Es ist die moralische Stärke. «An der Spitze der privaten Tugenden stehen der Freimut, die Wahrhaftigkeit, die unerschütterliche Aufrichtigkeit, die Achtung aller Rechte und jenes Gefühl der allgemeinen Billigkeit, dem zwei frohe Tage eines Mitmenschen mehr wert sind als einer für mich selber.» In der öffentlichen Moral ist auf das Gleichgewicht der Bedürfnisse aller, auf Übereinstimmung zwischen Regierenden und Regierten und vor allem auf den Einklang zwischen Lebensart und Gegend zu achten. Damit das Volk zur Sittlichkeit gelange, bedarf es der Bildung, aber nicht der Vielwisserei. – Man lässt im modernen Europa die Menschen werden und sein, was sie wollen, und nimmt von ihnen nur Kenntnis, wenn sie etwas Strafbares begangen haben. Hüte sich die Schweiz davor, andere Nationen nachzuäffen! In einem Kleinstaat darf die persönliche Freiheit nicht zu weit bemessen sein. Ein Volk, das die Unabhängigkeit kennt und liebt, scheut sich nicht vor einer gewissen Zensur. Es gibt sich eine besondere Kommission, die erfasst und festlegt, was der Bräuche sind, die den echten Gemeingeist und die Liebe zum Staate fördern; die dem Luxus und der Armut wehrt; die auch im geringsten auf Schicklichkeit achtet. So soll etwa das Hausgesinde durch feste Anstellung mehr Sicherheit erhalten; es soll am Tisch der Meistersleute essen, «denn hat es nicht dieselben Wiesen gemäht, dieselben Kühe gemolken?» Der teilweise grausamen Behandlung der Säuglinge, der Überheizung der Wohnstuben, dem Kretinismus ist mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Ich möchte Bücher von einer lauteren, wahrhaftigen Moral wünschen, unnachsichtig gegen das wirkliche Übel, aber ansprechend und verständlich; ich möchte, dass sie allgemein verbreitet und in jener schlichten Art geschrieben sind, die allen entgegenkommt, aber nicht mit jener Albernheit, die man vortäuscht, wenn man zum ach so verachteten Volk spricht, und die die einen vertreibt und die andern noch vollends erniedrigt.

Möge die Art und Weise, wie ich meine Bürgerpflichten wahrnähme, wenn ich in Luzern, in Schwyz, in Altdorf geboren wäre, mich dafür entschuldigen, dass ich mir gewissermassen ihre Rechte anmasse, indem ich meine allzu kraftlosen Wünsche den Gesetzgebern eines Landes vortrage, das nicht das meine ist, aber es eines Tages sein wird.

Stapfer verdankte Senancour die Zusendung seiner Denkschrift in einem Brief vom 24. Brumaire IX und versprach deren rasche Weiterleitung an die gesetzgebende Kommission:

Wenn mein Vaterland zu den Leiden verurteilt ist, die eine Revolution mit sich bringt, so vernimmt man mit grossem Interesse, dass ihm Männer von Verdienst mit ihren Einsichten zum Glück verhelfen wollen. – Die Männer, die für die Menschheit wirken und sich durch ihre erhabenen Vorstellungen veranlasst sehen, zur Wohlfahrt aller Völker beizutragen, sind überaus schätzenswert und sehr selten.

Zweifellos fühlte sich Stapfer vom Geist und manchen Gedanken der Denkschrift angesprochen, auch wenn er in Grundsätzlichem nicht einverstanden sein konnte: in der Frage der einheitlichen oder föderalistischen Staatsordnung. Seine grossartige Utopie eines schweizerischen Gemeingeistes, der durch eine allgemeine Volksbildung und durch besondere Förderung aller hervortretenden Talente zu begründen, zu wahren und zu mehren sei, war verbunden mit dem Wunschbild einer zentralistisch geeinigten Schweiz, dies auch in der aussenpolitischen Absicht, einer derart geeinten Schweiz die Unabhängigkeit zu sichern. «Bleiben wir doch nicht länger verschiedene Volksstämme, seien wir *ein* Volk, eine durch ihren Willen und ihre Kräfte geeinte Nation», schreibt er am 17. September 1800 aus Paris an den Vollziehungsausschuss, einen Monat bevor er Senancours Denkschrift erhält, die der realistischen Einsicht entspringt, dass die Schweiz aus einer inneren Notwendigkeit keinen zentralistischen Aufbau erhalten dürfe und könne. Die politische Wirklichkeit der nächsten und der ferneren Zeit hat Senancour recht gegeben. Bereits ein Jahr später, im Oktober 1801, gewannen die föderalistischen Kräfte durch einen Staatsstreich die Oberhand. Im Februar 1802 reist Senancour von Paris in die Schweiz, wohl mit der Absicht, für immer in der ersehnten Heimat Boden

zu fassen; aber sein *Imenstròm* erweist sich als ein Wunschtraum, der durch die Untreue seiner Schweizer Gattin zerstört wird. Bevor er sie mit ihrem einen Monat alten ausserehelichen Kind von Lausanne nach Fribourg zurückgeleitet, veröffentlicht er im März 1802, vermutlich in Lausanne, seine politische Denkschrift aus dem Jahre 1800 und stellt ihr seinen damaligen Briefwechsel mit Stapfer voran[1]. Ein paar Wochen später, am 17. April, gelangen die Unitarier durch einen weiteren Staatsstreich an die Macht, ihre zweite helvetische Einheitsverfassung wird, nach einer zweifelhaften Volksabstimmung im Juni, für angenommen erklärt, Napoleon beginnt im Juli seine Besatzungstruppen zurückzuziehen und provoziert dadurch die Insurrektion gegen die Einheitsregierung. Senancour verfolgt das Ringen um eine Mediationsverfassung vom Schlösschen Tschüpru aus, während er mit der Niederschrift der zwei letzten Briefjahre *Obermans,* seines verschlüsselten *journal intime,* die eigene Gegenwart des nun Dreiunddreissigjährigen einholt – im melancholischen Gefühl eines verpassten Lebens. Inzwischen hatte Napoleon den Schweizern auseinandergesetzt, dass die Natur ihres Landes, die Verschiedenheit ihrer Sprachen und Sitten sie nicht für einen Einheitsstaat geschaffen hätten, und überreicht der helvetischen *Consulta* am 19. Februar 1803 seine föderalistische Mediationsakte. Stapfer kehrt daraufhin von Paris nach Fribourg zurück und leitet im Frühling die Verhandlungen jener Kommission, welche mit der Liquidation der Einen und unteilbaren Helvetischen Republik beauftragt ist. Nach nur fünf Jahren politischer Tätigkeit im Dienst des Vaterlandes steht der Siebenunddreissigjährige am Beginn seines «babylonischen Exils», zu dem er sich, dem Wunsch seiner Gattin folgend, entschliesst. Senancour kehrt im Oktober desselben Jahres, ohne seine Frau und seine zwei Kinder, als ein gebrochener Mann nach Paris zurück, wo er bis zu seinem Tode ein durch Entbehrungen und Krankheit bedrängtes Leben fristet, in seiner stillen inneren Emigration um das eine Buch ringend, das die moralische Erneuerung des Menschengeschlechts befördern würde. Seine *Libres méditations d'un solitaire inconnu* von 1819, die mit ihren späteren Umarbeitungen jenem einen Buch am nächsten kommen, enthalten die Sätze:

Die Schrift, die ich zu hinterlassen gedenke – sie ist fast meine einzige Verbindung mit dem Jahrhundert. Und selbst in dieser Hinsicht: was bezöge sich darin noch auf irdisch-zeitliche Ansichten? Man wird nie wissen, wer der Einsame war, dessen Gedanken man dereinst liest.

Die politische Konjunktion Stapfers und Senancours im Sternbild des Ersten Konsuls enthält einen Aspekt, der zu verdeutlichen ist: den Aspekt von Utopie und Wirklichkeit. Der neunzehnjährige Senancour war seinem Pariser Elternhaus entflohen, um in Oberägypten, im Sudan, irgendwo im

Innern Afrikas als Gesetzgeber eines unverdorbenen Volkes eine Ordnung des Glücks und des Friedens zu errichten. Die Orientfahrt führte nicht über die Schweiz hinaus. Der Gesetzgebertraum blieb jedoch eine sich mit den Jahren wandelnde Hoffnung. 1797/98 wandte sich der junge Schriftsteller in fünf einander rasch folgenden Bittschriften an das französische Direktorium, um mit der Verwaltung irgendeines entlegenen Winkels der Welt betraut zu werden, wo es so viel zu tun gebe. Das Orakel schwieg. Der Moralist, den es zur politischen Tat gedrängt hatte, übertrug sein abgründiges Gefühl des *but manqué* auf seinen Romanhelden Oberman, der nun in zwei grossartigen *Patmos*-Visionen, die eine droben auf den *Dents du Midi,* die andere unter den herabdonnernden Wassermassen und in der zum Himmel zurückkehrenden Gischt des *Pissevache,* seiner Berufung zum Schriftsteller innewird, der dem «erhabenen Amt eines Erziehers der Menschheit» gerecht zu werden hätte: «Moses, Lykurg – ihr künftiges Leben hat sich in den Alpen mir offenbart.» Welcher Oberman-Übermensch vermöchte die ungeheure Bürde zu tragen? In der Vorbemerkung zu Obermans Briefen bekennt der fiktive Herausgeber von sich selber, er werde, ob als Autor oder als Herausgeber, nie von einem moralischen Ziel abrücken; zu erreichen versuche er es freilich noch nicht; «ein wichtiges Buch, das geeignet ist, Nutzen zu stiften, ein wahrhaftes *Werk,* das man nur zu entwerfen, niemals aber zu vollenden wagen darf, soll auch nicht sogleich veröffentlicht, ja nicht einmal allzu rasch in Angriff genommen werden».

Senancours Alterswerk, die *Méditations* in der letzten, unablässig verbesserten handschriftlichen Fassung – «mein wichtigstes Unternehmen, das Unternehmen meines Lebens» – blieb nach seinem Tode im Jahre 1846 verschollen; er hatte es einem jungen Professor mitgegeben, in der Hoffnung, dieser finde in Deutschland endlich einen Verleger. Erst am Ende des Jahrhunderts wurde das Konvolut zufällig entdeckt und nach Finnland gebracht; 1970 ist es erstmals veröffentlicht worden. Der politische Wunschtraum der früheren Jahre erscheint darin unter folgendem Aspekt:

Diokletian, Alphons, Amurath stiegen vom Thron, um frei zu sein. Ich hätte ihn verlassen wie sie, und vermutlich hätte ich ihn früher verlassen. Dennoch – wenn mir mein verborgenes Dasein nicht verwehrt, mich in dieser Hinsicht zu erklären – hätte ich für einige Zeit die Regierungsmacht übernommen, die mir das Schicksal angetragen hätte: Ich bin mir noch nicht recht im klaren, was ein von jeglichen eigennützigen Interessen freier Mensch an der Spitze von Staaten ausrichten kann. – Um zu regieren, ohne durch die Geburt dazu berufen zu sein, müssten sich Aufstiegsmöglichkeiten anbieten, die mit der Gerechtigkeit im Einklang sind, was über-

raschen würde, wenn es in 2000 Jahren zweimal vorkäme. Bleiben wir also nur im Getümmel, wenn wir dort ein bedeutendes Beispiel zu geben hoffen! Es ist weniger selten, dass man Befriedigung findet, wenn man, um es so zu sagen, den Verzicht geniesst und, sollten es die Umstände erlauben, in abgelegenem Lande das Vergessen der eitlen Lobeserhebungen sucht.

[1] Die anonyme Veröffentlichung – der Name des Autors kann jedoch dem Briefwechsel entnommen werden – zeigt, dass Senancour Kenntnis von der augenblicklichen politischen Lage besass und den Föderalisten in einem kritischen Moment Hilfe leisten wollte. Die beiden erhaltenen Druckexemplare stammen aus dem Nachlass des damaligen Zürcher Bürgermeisters David von Wyss (ZB Zürich) und des Waadtländer Landammanns Pidoux (Lausanne).

Wir machen Couverts,
als wären sie so wichtig
wie später ihr Inhalt.

Tadellos konfektioniert,
aus bestem Papier,
fantasievoll gestaltet,
erstklassig bedruckt.

Reden Sie mit uns,
dem Couvertspezialisten.

GOESSLER COUVERTS
GOESSLER
GOESSLER COUVERTS KOMMEN AN

8045 Zürich Tel. 01 35 66 60
Depot Bern Tel. 031 42 27 44
Depot Lausanne Tel. 021 22 42 27

Sprüngli
AM PARADEPLATZ

Luxemburgerli
Eine Exklusivität
von Sprüngli

Hauptbahnhof Zürich Shop-Ville Stadelhoferplatz
Shopping-Center Spreitenbach
Einkaufszentrum Glatt Airport-Shopping Kloten